

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 38 (1912)
Heft: 39

Artikel: Ein Mostlied
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-444929>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Schluß der saison morte.

Die „tode Saison“ ist nun zu Ende und die „lebendige“ beginnt. Schon haben unsere Theater ihre Größnungsverstüttungen geboten, alle möglichen Konzerte werden angekündigt, dem lieben Publikum werden bereits auch die obligaten Vorträge jeder Art angedroht, ja sogar zu Bällen und anderen ähnlichen Anlässen wird emsig mobil gemacht und — last not least — auch die politischen Trompeten und Trommeln mit dem sie begleitenden Tamtam lassen sich schon vernehmen.

Dieser leichterwähnte Ohrenschmaus ist aber ziemlich ungenießbar, dabei greift er in sehr störender Weise sämtliche Trommelfelle, Nerven und Mägen an und, wem's just um eine Stelle oder ein Amt juckt, dessen Portemonnai wird sogar obendrein noch in Mitleidenschaft gezogen.

Ja, es ist Herbst geworden, kalter, trüber, nebelreicher Herbst, obwohl wir bis jetzt auf den uns leider schuldig gebliebenen Sommer vergeblich gewartet haben. Über allzu große Hitzé durften wir bisher nicht klagen, aber es hat den Anschein, daß wir noch tüchtig eingekreist bekommen. Denn was wäre auch die schönste Sommerwärme gegen die heißen kritischen Tage, mit welchen uns die verschiedenfarbigen Politikanten aller Parteien während der nun beginnenden politischen Kampagne aufwarteten wollen. Wer Lust hat, sich den Buckel recht gründlich vollzogen zu lassen, der braucht nur gewisse Partieblätter zu lesen. Jeder Standpunkt, natürlich nur der der eigenen Partei, ist eine „mannhafte Prinzipienklärung“, und die Kandidaten, selbstverständlich immer nur die der eigenen Partei, sind Ehrenmänner vom Scheitel bis zur Sohle, resp. von der Glaze bis zum Platztüpfel; fälig, patriotisch oder vaterlandlos aber rücksichtslos je nach Bedarf, bis zum Erzäß vorzugehen. In den Versammlungen, so wie auch in jene der eigenen Partei, herrscht stets „Einnützigkeit, musterhafte Ordnung und zugleich der größte Enthusiasmus.“ Dabei wird jederzeit ganz natürlich der Sieg der eigenen Partei mit einer verblüffenden

Bestimmtheit vorausgesagt, wie sie nur bei Propheten, namentlich bei falschen zu finden ist.

Das ist aber alles erst nur die Einleitung; in kurzer Zeit wird's noch ganz anders kommen, da wird dann das große Geschütz aufgefahrt. Die Gegenparteien und namentlich ihre Kandidaten werden schlecht gemacht nach Noten und an das arme unschuldige Stimmepublikum werden hellflamende Aufrufe gerichtet. „Stimmt Genossen, stimmt!“ ruft der Stimmwüterich, „wenn nicht mit Überzeugung so doch aus Pflichtgefühl, alle anderen Gefühle laßt beiseite.“

Auf der anderen Seite heißt es: Stimmt, Bürger, stimmt! Alle Eure Rechte sind in Gefahr von der roten Flut hinweggeschwemmt zu werden, stimmt unsren Kandidaten, wenn auch contre coeur, aber stimmt!“

Zuweilen wird auch besonders Gewicht darauf gelegt, daß der stimmfähige Mann sich so früh wie möglich an der Stimmurne einfinde, womöglich vor dem Frühshoppen, obgleich darin noch keine Bürgschaft für das gänzliche Nüchternsein geboten ist. Es verteidigt sich von selbst, daß die Jagd nach den Stimmen intensiv betrieben wird; dabei kennt man in verschiedenen Quartieren keine Schonrevierzeit und jenen, welche von der hebräischen und schönen Bürgerpflicht keine Ahnung haben, wird die Sache leicht gemacht; sie brauchen in vielen Fällen den Stimmzettel gar nicht auszufüllen, da gibt es immer freundliche Leute welche das in ihrem resp. im Sinne ihrer Partei mit Freuden tun, — die Stimmen werden ja gezählt und nicht gewogen.

Recht belustigend — zum Heulen lustig — ist auch eine andere Jagd. Da wird auf die Taggeld-Wieß gegangen, bei welcher die schweiz. Unfallversicherungsanstalt das gehegte Wild abgibt. So zwanzig Verwaltungsrats-Frankli zu den andern Haupt- und Nebenposten hin ja sicher nicht zu verachten und wer sie erhält, rechnet sich jedenfalls nicht zu den Verunsicherten. Aber „lustig ist es gleich“ daß unser soziales Friedenswerk bei seiner Bestellung schon den hellen Krieg entfachte.

Der Lengnauer Bär.

Nach Lengnau kam ein großer Bär,
Gewandt in vielen Dingen:
Es war ein ganz „fürstlich“ Tier
Und konnte prächtig — schwingen. —
Beim Schwingen war er stets coulant
Und gegen Damen sehr galant. —
Er wußte sich als Gentleman,
Die Herzen zu gewinnen:
Er boidigte die Schwinger nur,
Und nie die Schwingerinnen:
Und kam ein hübsches Mädchen d'ran
Ließ er sich werfen mit Elan. —
Doch eines schönen Morgens war,
Lengnau in tiefster Trauer:
Die Schlosser fort, der Bär war tot,
Es kam der Totenschauer.
Das arme Bärli wird seciert,
Und die Vergiftung konfiskiert. —
Des Landes Jäger aber wußt'
Die ganze Sache besser;
Schrieb in den Polizeibericht:
„Er fraß die Käfigschlösser,
Und konnte — schwäblich war sein Magen
„Das Eisenfressen nicht vertragen.“

— Lisebeth.

Ein Mostlied.

Laßt singen uns ein Lied des Mostes,
Von dem es heuer sehr viel gibt,
Und der bekanntlich bei den Damen,
Weil er noch süß, sehr ist beliebt.
Denn seine Süße, o sie schmeichelt
Den zarten Gaumen immerzu;
Und trinkend, immer trinkend, preist man:
D' neuer Most, wie süß bist du!
Jedoch der Schalk sieht ihm im Nacken,
Wenn man vom Most so sagen kann,
Gefährlich wird er nicht dem Kopfe,
Doch anderswo mitunter dann.
Dann heißt es, flinke Beine haben,
Man springt, ein jeder weiß wohin,
Damit das kleine Ungewitter
Zur rechten Zeit sich kann verzehn.

Iwiss.

Zur Volksabstimmung vom 29. September.

Der Kanton Zürich an der Spitze, das war von jeher das Feld, geschrei bei allem, was die Schule und die Lehrer betraf. So soll es auch auf dem Gebiete der Lehrerin sein in punkto Zweckmäßigkeit und Tugenboldigkeit. Daß hundertausende von Wirtinnen, Verkäuferinnen, Beamtinnen, auch einige Fabrikarbeiterinnen und da und dort eine reiche Dame sich um Mann und Kinder nicht mehr kümmern, sondern sie in den Händen fremder Leute dem Verderben anheimfallen lassen, das kann nicht mehr geändert werden; man bekäme da vermutlich die Antwort: „Ich bitte sehr!“ Wo man aber ohne Risiko einer energischen Aufführung das entartende Weib noch kraft der Gesetzgebung an seine einzige richtige Bestimmung erinnern kann, da soll man es tun. Wir meinen die Lehrerin, wenn sie heiraten will. Ein Mann kann wohl Regierungsrat und Ständerat sein und noch drei bis vier Amtler nebenbei versehen, die alle einen ganzen Mann erfordern, von den Vereinen und Kegelabenden gar nicht zu reden. Das Weib aber kann nur Gattin und Mutter sein, Tag und Nacht. Wir haben eine viel zu hohe Meinung vom Beruf einer Hausfrau (nämlich bei der Lehrerin), als daß wir es zugeben können, daß die Frau (nämlich die Lehrerin) sich zerplittere. Die Ausrede vom Zugang fremder Hilfskräfte ist eine faule (nur bei der Lehrerin). Man kennt die Früchte einer Erziehung, welche Gouvernanten und Ammen und Dienstmädchen überlassen wird! (Nur bei den Lehrerinnen, bitte!) Und dann die Deuzen!!! werte Mitbürger! Was soll aus einer Schulkasse werden, wenn vor ihr die Lehrerin täglich runder wird und das unschönen, „nur für Erwachsene“ bestimmte Geheimnis der Menschwerbung so öffentlich vor sich geht — — ! Skandalos! Mitbürger, Zürcher Volk! Nehmt das Zölibatsgesetz an; es wird ein Grundpfeiler sein, weiterzubauen. Ein guter Geist aus der glorreichen Zeit der Sittenmandate ist in die erleuchteten Köpfe der Gesetzgeber einer neuen moralischen Aera gefahren. Sie werden nicht ruhen an der Drehbank der Gesetzesmaschine, bis alle verheirateten Frauen im Kanton ausnahmslos nur noch Hausfrauen sind; denn sie sind noch nicht so alt, daß sie nicht noch wüssten: „was dem einen recht ist, ist dem andern billig“. Und dann die Schicklichkeit! Es sind Entwürfe im Werden, die das zürcherische kindliche Auge und Herz noch in viel höherem Maße vor dem austötzlichen Unblick einer Schwangeren bewahren sollen. Danach sollen z. B. in Haushaltungen, wo dieser fatale Zustand sich bemerkbar zu machen droht, sämtliche bereits vorhandenen Kinder nur noch mit verbundenen Augen mit ihrer Mutter verkehren, sofern sie nicht bei entfernt wohnenden Verwandten untergebracht werden können. Nach Tagesanbruch oder vor Beginn einer gesetzlich zu bestimmenden Dämmerung werden im Kanton Zürich für stig keine schwangeren Frauen mehr zu Fuß sich in den Straßen zeigen dürfen, es sei denn, daß sie ihnen nur für Erwachsene bestimmten Zustand durch Hutschachteln oder Marktnetze u. dergl. genügend verbergen können. Den schwangeren Fabrikarbeiterinnen ist ein besonderer Weg von und zu der Arbeitsstätte anzugeben, der von Kindern nicht begangen werden darf. In Wirtschaften, wo schwangere Wirtinnen zu sehen sind, dürfen zum Bierholen keine Kinder verwendet werden usw. usw. Hie Zürich! Hie Zölibatsgesetz. Hoch das berühmte Zürcher Familienleben, hoch die Urfot.

Papierenes.

Die „hohe Pforte“ im Goldenen Horn, Weiß nicht mehr wohnen sich wenden, Die Serben kraehlen, der Griechen droht, Es knifft an allen Enden. Der Ferdinand setzt sich auf's hohe Roß. Der Montenegriner geht räubern: Drum sendet sie nach Italien Papieren Friedenstauben.

Italien hat ja doch voriges Jahr, Ganz Tripolis annexiert: Und hat am Papier die Annexion Ganz tadellos durchgeführt. Und was Italien jetzt nur verlangt, Die Pforte ist es zufrieden. „Es han' die Araber die Tschinggen ja doch“

Am Papier aber herrscht dann der Frieden.

Die interparlamentarische Union, Hat den Luftkrieg jetzt gänzlich verboten; Den Auseßtag hiezu, den gab ein Protest, Gebracht von dem Halbmond dem roten. In Deutschland, Frankreich und England erzeugt, Lufstößen man flott nach den Noten: Der Luftkrieg ist in Zukunft ja doch, Nur auf den Papieren verboten.

Marocco in Flammen, in Mexiko brennt's Bei Dernie fall'n tausende Krieger. Gegen Deutschland rückt mit dem Bayonett Damade, der markierte Sieger. So Dreibund wartet, wie Trippelente, Daß die Bombe nun mal explodiere: Und in Genf macht in Frieden der Friedens- longreich

Natürlich — nur auf dem Papiere. — Lisebeth.

Folgen des deutschen Kaiserbesuches.

Lehrer (die Buben in der Schule fragend): „Wer het also d'r Landvoigt Gehör i d'r hohle Gaß z' Chünecht abe g'schoss?“ Alles schwiegt.

Lehrer: Also sag du mer's, Ruedeli.

Ruedeli: Dr . . . dr . . .

Lehrer (will ihn auf die Spur bringen):

Wil . . . Wil . . .

Ruedeli: „D'r Kaiser Wilhalm!“